

## Der Mann mit der Leica

Zum Tod des Fotografen  
Hansgert Lambers

Hansgert Lambers war seit früher Jugend ein passionierter Fotograf, der es vorzog, lebenslang ein Amateur, ein Liebhaber, der Fotografie zu bleiben, um sich seine Leidenschaft nicht durch Auftragsarbeiten zerstören zu lassen. Der am 19. April 1937 in Hannover geborene und in Berlin lebende Fotograf wollte immer nur »seine« Bilder machen – und entschied sich für das Studium des Wirtschaftsingenieurs an der TU Berlin. Ab Mitte der 60er Jahre bis zum Ende seines Berufslebens arbeitete er bei der IBM, für die er unter anderem die Software für Großrechneranlagen in den sozialistischen Ländern aufspielte. Seine Reisen in westeuropäische Städte wie auch beruflich in die sozialistischen Länder nutzte der Kosmopolit und Internationalist für seine Stadt- und Straßenfotografie. Sein Interesse galt den Menschen in den Straßen, denen er liebevoll und humanistisch geprägt mit seiner Leica und Weitwinkelobjektiv begegnete. Obwohl er Ausstellungen im In- und Ausland vorzuweisen hatte, trug er sein Werk nie vor sich her, um es anzupreisen. 1986 gründete er den kleinen Ex-pose-Verlag »für zeitgenössische Autorenfotografie« und stellte dort vor allem Fotografien der Kolleginnen und Kollegen, viele davon aus Tschechien, vor. In fünf Publikationen kombinierten Lambers und der befreundete Poet Michael Arenz aus Bochum Bilder des einen mit den Poemen des anderen in kongenialer Weise. Die erste Kooperation erschien 2011 in der »edition365« des Verlags und trägt den Titel »nachts, wenn der Tag dich erzählt«.

Der so bescheidene wie charmante Hansgert Lambers betätigte sich auch als engagierter Kritiker von Fotobüchern. Als sein Werk anhand von über 100 Fotografien aus sieben Jahrzehnten 2022 in einer Ausstellung im Haus am Kleistpark in Berlin unter dem Titel »Verweilter Augenblick« nebst Publikation (Fotohof Salzburg) und einem Interviewfilm vorgestellt wurde, waren nicht wenige erstaunt, einen Fotografen zu entdecken, den sie bislang »nur« als Verleger kannten. Derzeit gastiert die Ausstellung auf ihrer vierten Station im tschechischen Ostrava, einer Stadt, die für Lambers eine herausragende Rolle aufgrund vieler Freundschaften auch mit Fotografinnen und Fotografen spielte.

Nun ist Hansgert Lambers am 23. Juni 2024 nach längerer Krankheit in Berlin gestorben. Sein fotografisches Lebenswerk hat er der Fotothek Dresden in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) vermacht.

Matthias Reichelt



»Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen« – Minna Wüdrich als Ivo

PHOTO: WOLFGANG MÜLLER

Ivo« handelt vom Verstreichen der Minuten, der Stunden, der Tage. Das bezieht sich zunächst einfach auf die Zeit, die die Titelfigur (Minna Wüdrich) am Steuer ihres Kleinwagens verbringt, während sie als Palliativpflegerin zwischen dem Ruhrgebiet, den Außenbezirken Kölns und dem Bergischen Land unterwegs ist. So macht sie gleich im ersten Dialog ihrem Unmut darüber Luft, dass ein Krankenhaus ihr unnötige Fahrzeit aufgebürdet hat, indem es sie nicht rechtzeitig über den Tod eines Patienten informierte. Vom Beginn des Films bis zu seinem Ende interpunktiert zersiedelte Landschaften, deren Impressionen am Autofenster vorbeiziehen oder sich in stockendem Verkehr verfestigen, die episodische Handlung. Ivo versucht derweil, diese tote Zeit zu beleben, indem sie Songs aus dem Radio mitrallert oder Fast food aus einem Drive-in verschlingt.

Sobald sie sich in den Häusern oder Wohnungen der Patienten aufhält, führt der Erzählrhythmus uns indes vor Augen, dass der Zeitdruck, der sonst im deutschen Gesundheitssystem auf den Beschäftigten lastet, ausgerechnet dann abnimmt, wenn die zu pflegenden Menschen schon an der Schwelle zum Tod stehen. In den sehr verschiedenen Haushalten, die die Protagonistin regelmäßig aufsucht, herrscht eine merkwürdige

Auf einer Welle großartiger, aus einer reichen Tradition schöpferischer, kulturell und sozial wacher, sprachlich ambitionierter aktueller irischer und nordirischer Prosa, zu der auch die Werke von Anna Burns, Patrick McCabe, Blindboy Boatclub und Paul Lynch zählen, schwimmt Paul Murrays »Der Stich der Biene« momentan ziemlich weit oben. Der komische und abgründige Roman handelt von einer Mittelklassefamilie, die sich so richtig auseinanderlebt und in einem haarsträubend aberwitzigen Finale auf eine gewisse Art wieder zusammenfindet.

Im Zuge der Wirtschaftskrise ab 2008 geht es mit dem Autohaus von Dickie Barnes im Hinterland von Dublin bergab. Vorher wurde man auf Kosten von VW auf Kreuzfahrten eingeladen, jetzt hat keiner mehr Geld für ein Auto. Dickie, der seinen Job eh auf einer halben Pockabe abzusetzen schien, kümmert das offenbar kaum. Er baut lieber einen Bunker im Wald. Dabei tut er vor allem, was Victor ihm rät, ein Waldschrat, der sein Handy in Aluminiumfolie einpackt und invasive schwarze Eichhörnchen erlegt. Dickie lebt in Momenten auf wie dem, wenn nach langer Quellensuche auf einmal die Wüschelrute ausschlägt. Wozu das alles? Für die »Sicherung der

## Die Zeit gegen den Tod

Eine Palliativpflegerin in einer Ménage-à-trois: Eva Trobischs zweiter Spielfilm

»Ivo«. Von Holger Römers

Auszeit: Manche Angehörige verlieren unterverhohlen die Geduld, während andere sich zu völlig unrealistischen mittelfristigen Planungen verleiten lassen.

Unter diesen Vorzeichen ist wohl die Affäre zu verstehen, die Ivo mit Franz (Lukas Turtur), dem Ehemann ihrer Patientin Solveigh (Pia Hierzegger), eingegangen ist. Jedenfalls verzichtet Eva Trobisch auch bei der Skizze dieses

intimen Dreiecksverhältnisses, aus dem die Regisseurin und Drehbuchautorin den denkbar zartesten Plot ableitet, auf eine Verdeutlichung der Hintergründe. Vor allem das erinnert im zweiten Spielfilm der 40jährigen an ihr fulminantes Debüt von 2018, das ebenso abstrakt angelegte wie genau erzählte Vergeewaltigungsdrama »Alles ist gut«. Klar scheint in »Ivo« bloß, dass die Sterbende zugleich die engste Freundin der Pflegerin ist.

Solveighs Tod wird also auch einen Einschnitt in Ivos Privatleben markieren, das sich ohnehin in einer Phase des Übergangs befindet. Ihre jugendliche Tochter Cosima (Lilli Lacher) nimmt, während sie einen Auslandsaufenthalt vorbereitet, die Zukunft geradezu vorweg, indem sie ständig Videochats mit einem jungen Mann führt, der bereits in der Ferne ist. Wenn die Hauptfigur wiederholt eine Mailboxnachricht abhört, scheint sie sich indes in die Vergangenheit zurückzusehen, da sie offenbar einem verstorbenen Partner nachtrauert.

Dazu passt, dass Laura Lauzemis' elliptische Montage die konkreten zeitlichen Zusammenhänge verwischt, während Auftritte von Laien, die vor Adrian Campeans Kamera jeweils ihren gewohnten Beruf – vom Verkäufer im Sanitätshaus bis zum Bestatter – ausüben, dem Geschehen beiläufig Alltäglichkeit

verleihen. Entsprechend unaufdringlich stellt sich zu Beginn des letzten Aktes ein Moment der inneren Sammlung ein, wenn Ivo mit Cosima unvermittelt einen Ausflug unternimmt, der einen kurzen Aufenthalt im Nevigeser Wallfahrtsort umfasst. Dort suggeriert das schummrige Licht, das durch die Buntglasfenster fällt, den von Kirchenbauten traditionell beabsichtigten Vorschein jenseitiger Ewigkeit – während der tröstliche Effekt reizvoll vom Mix aus Betonbrutalismus und Expressionismus gebrochen wird, der für den Stil des Architekten Gottfried Böhm charakteristisch war.

Ähnlich subtil kommt vor dem Hintergrund von Trobischs zielgerichtetem Impressionismus aber auch die relative Dauer zweier anderer zentraler Szenen zur Geltung: zum einen der Dialog, in dem Solveigh mit dem Arzt Johann (Johann Campean, der auch in der Realität einen Palliativdienst leitet) die schlechende Wirkung einer Sedierung bespricht, zum anderen dann der dramatischste Augenblick des ganzen Films, dessen Eintreten ganz diesseitig von Alltagsbeobachtungen in einer anonymen Vorstadtstraße umrahmt wird.

■ »Ivo«, Regie: Eva Trobisch, BRD 2024, 104 Min., bereits angelaufen

## Wenn die Wüschelrute ausschlägt

Paul Murrays Roman »Der Stich der Biene« über eine dysfunktionale Familie im irischen Hinterland

Zukunft«, so nebulös erklärt es Dickie seiner teils hochgradig irritierten Familie. Tochter Cass fühlt sich verraten. Hätte sie doch nur schon das Abi in der Tasche und wäre in Dublin auf der Uni! Die Entfremdung geht so weit, dass Cass in der Gesellschaft ihres Vaters »nur noch glücklich sein kann, wenn sie das Gefühl hat, ihn gedemütigt zu haben«. So bitter sie sind, so komisch sind derlei Tiefpunkte auch, weil Murray immer noch eine Schippe Schlamm drauflegt, wenn man meint, das war es jetzt.

Dabei ist Dickie nie das arme Würstchen, das er von außen betrachtet abgeben würde. Murray liegen seine Figuren offensichtlich am Herzen. Er macht sie verständlich und sympathisch und statet sie nach und nach mit reichen Hintergrundreliefs aus, die zusammengekommen die schönsten Spannungsfelder ergeben. Dazwischen tummeln sich Poetinnen, allmächtige, grausame Väter, Chefesseltypen, die als Kind gebettelt und buchstäblich Dreck gefressen

haben, hellseherische, aber gleichgültige Tanten, Prepper (haben die nicht am Ende doch recht?), Nerds, die die Prepper auf Youtube imitieren (»Und jetzt lern deinen neuen besten Freund kennen – die Abdeckplane«), begnadete Gaelic-Football-Spieler, Gestalten aus irischen Sagen, Debattierklubredner und Wiedergänger. Und über allem schwebt das Damoklesschwert Klimakollaps. Auf 700 Seiten ist viel Platz.

Trotz des Textumfangs gelingt es Murray stets, auf engstem Raum prägnant zu formulieren. Die Kapitel über Dickies schillernde Ehefrau Imelda sind ohne Satzzeichen gefügt. Das passt zu dieser Figur, die Komplexitäten rasch erfasst, sich oft aber nicht lang mit ihnen aufhält (sie hat genug Durchblick, gordische Knoten aufzuknüpfen, zerschlägt sie aber lieber mit dem Schwert): »Sie wusste dass er glaubte sie versuchte sich seinen Sohn zu angeln und sie wusste dass er wusste dass sie es wusste.« Alles klar?

Schneller gewöhnt man sich daran, dass die Erzählerin irgendwann, als sie dem Leser auch schon ans Herz gewachsen sind, anfängt, ihre Figuren zu duzen, etwa Cass und ihre dominante Sandkastenfreundin Elaine. »Elaine schaut dich an, wie sie dich immer anschaut, wenn jemand anders sie anschaut, wenn sie dich anschaut.« Gibt es keinen unverstellten Blick auf den anderen, keinen Ausweg aus diesem Blickbillard, keine Zuneigung, in der nicht Erwartung, Ungeduld oder Vorwurf mitschwingen? Murray schiebt seine Figuren und mit ihnen seine Leser auf die Suche nach einem Safe Space, in dem (Selbst-)Liebe möglich ist, nach einem Ort, wie er Adorno vorschwebte, als er formulierte: »Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.«

Robert Best  
■ Paul Murray: Der Stich der Biene. Aus dem Englischen von Wolfgang Müller. Verlag Antje Kunstmann, München 2024, 700 Seiten, 30 Euro